

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 137.

Samstag, 20. Mai

1933.

Der Vetter aus Amerika

Kriminalroman von Hanns Zomack

4. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Alexander schien nicht ganz einverstanden. Er hatte entschieden einige Cocktails zuviel getrunken und wäre jetzt viel lieber zu Bett gegangen, als draußen in Nacht und Nebel Abenteuer zu bestehen.

„Der Baron wird Mann genug sein, sich gegen die Banditen zu wehren“, gab er daher müde zur Antwort. „Die Wilderer werden sowieso ganz von allein ausreizen, wenn sie den Baron sehen, denn mit ihm bindet keiner gern an. Es ist in der ganzen Gegend bekannt, daß seine Revolverkugeln verdammt locker sitzen, wenn es sich um Wilderer handelt. Außerdem trifft er ja mit Junterer, seinem Förster, zusammen, der ein baumstarker Kerl ist und es bestimmt mit einem ganzen Duzend Wilderer allein aufnimmt.“

„Rohe Kraft führt nicht immer zum Siege“, mahnte Peter.

„In diesem Falle vielleicht doch. Übrigens, lieber Peter, was geht uns die ganze Geschichte an? Ist uns jemals Baron Hartmann zu Hilfe gekommen, wenn wir in unserem Revier mit unsauberen Gesellen zu tun hatten? Ich glaube, wir sollten lieber hier im Hause die Augen etwas offen halten als uns in anderer Leute Privatangelegenheiten zu mischen, die mit unserem Fall nicht das geringste zu tun haben.“

„Woher weißt du das so genau?“

„Was?“ fragte Alexander verwirrt.

„Nun, daß die Wildererangelegenheit nichts mit unserem Fall zu tun hat.“

„Das ist doch wohl sonnenklar. Unser Fall dreht sich einzig und allein um die reichlich mysteriöse Person Hans Fürsts. Und was dieser an und für sich sonderbare Herr mit der Tasche, daß Wilderer in Baron Hartmanns Revier ihr Unwesen treiben, zu tun haben sollte, übersteigt mein bescheidenes Begriffsvermögen. Oder glaubst du vielleicht, daß der Amerikaner nachts in des Barons Wäldern seinen Sonntagsbraten schießt?“

„Du sprichst wie ein Kind und nicht wie ein erwachsener Mann.“

„Dann werde ich voraussichtlich dereinst mehr Anwartschaft auf das Himmelreich haben als du.“

„Daß deinen billigen Unsinn, Alex“, unterbrach Peter Kien schroff des anderen Gelächter. „Wir sind nicht zum Spaß hier und haben vor allem keine Zeit zu überflüssigem Geschwätz, wenn wir noch rechtzeitig kommen wollen, um den Kampf mit den Wilderern zu beobachten.“

„Und was versprichst du dir davon, Peter?“

„Das kann ich vorläufig nicht in Worte fassen. Sei bitte mal einen Moment vernünftig, so schwer es dir auch fallen mag, und hör mir zu! Ich verstehe an und für sich vollkommen, daß dir meine Kombinationen etwas gewagt erscheinen und dich befremden. Aber ich habe nun einmal das instinktive Gefühl, als drohe dem Baron heute nacht Gefahr, und zwar nicht von den Wilderern allein. Ich habe heute abend meine Augen offen gehalten. Während du den Cocktails zusprachst

und den geladenen Damen gegenüber den Salonlöwen spieltest, war ich unentwegt auf dem Posten. Auf diese Weise beobachtete ich, daß eine Gestalt dem Baron und unserer Freundin Lissi nachschlich, als die beiden in den nachtdunklen Park gingen, wo sich scheinbar ihre Herzen fanden. Was sagst du dazu, mein lieber Alex?“

Alexander Kien war auf einmal ernst geworden. Er setzte sich nieder, zündete sich langsam eine Zigarette an und sah gedankenverloren dem glimmenden Streichholz in der Aschenschale nach.

„Merkwürdig“, murmelte er schließlich. Aber plötzlich sprang er beinahe erschrocken von seinem Sitz auf und trat dicht vor seinen Bruder. „Peter“, sagte er dabei hastig, „hast du auch beobachtet, daß während der ganzen Zeit der Abwesenheit des jungen Paars Hans Fürst ebenfalls nirgends zu sehen war? Ich erinnere mich dessen sehr deutlich.“

„Ich auch, mein lieber Alex. Ja, noch mehr: wenige Minuten später, nachdem das junge Paar wieder in den Gesellschaftsräumen aufgetaucht war und uns ihre Verlobung verkündet hatte, wurde ebenfalls Hans Fürst wieder sichtbar.“

„Auch daran erinnere ich mich jetzt. Donnerwetter, damit dürste ja die Affäre ziemlich klar liegen!“

„Wie meinst du das, Alex?“

„Das weißt du doch selbst sehr genau, geliebter Peter, weshalb fragst du mich? Natürlich war es kein anderer als Hans Fürst, der den beiden nachschlich. Zu welchem Zweck, bleibt natürlich noch ungeklärt.“

„Es ist überhaupt noch alles unklar in höchstem Maße. Du mußt bedenken, daß ich den unheimlichen Menschen, der den beiden wie ein Schatten folgte, nicht erkennen konnte. Somit ist es mir auch unmöglich, zu behaupten, es sei Hans Fürst gewesen. Lediglich die Tatsache, daß er sozusagen mit den beiden verschwand und mit den beiden wiederkam, belastet ihn ein wenig.“

„Ein wenig nennst du das? Na höre, Peter, ich weiß zwar nicht, aus welchem Grunde du den Amerikaner noch immer so in Schutz nimmst — aber wenn dieser Verdacht nicht mit neunundneunzigprozentiger Gewißheit zu werten ist, will ich nichts von den einfachsten kriminalistischen Problemen verstehen.“

„Ich fürchte, du hast dir damit dein Urteil selbst gesprochen“, lächelte der ältere Bruder mit gutmütiger Ironie. „Aber jetzt Schluß der Debatte! Du hast alles Nötige erfahren und kannst nun nach eigenem Gutdünken deine Schlüsse ziehen. Willst du mich in den Wald begleiten oder nicht? Ich dränge dich nicht, sonst gehe ich eben allein.“

Alexander, der durch die Unterhaltung völlig munter geworden war, besann sich jetzt keine Minute lang. Er warf sich einen leichten Mantel über, untersuchte und lud seinen Revolver, und schon wenige Minuten später schlichen sich die beiden Brüder heimlich, um von niemandem gehört zu werden, über die Bedienstetentreppe ins Freie.

Die Nacht war ungewöhnlich lau, und obwohl Neumond herrschte, lag der Wald klar und gut übersehbar vor den Brüdern Rien, die sehr ihren Weg direkt durch Dickicht nahmen, um möglichst unversehrt in die Nähe der Steineiche zu kommen, wo Baron Hartmann mit seinem Förster zusammentreffen wollte.

Der Marsch war äußerst beschwerlich; das Gestrüpp richtete die leichten Gabardinemäntel der beiden derartig zu, daß sie bald buchstäblich in Fäden herunterhingen.

„Tut nichts“, beruhigte Peter den jüngeren Bruder, „wird sowieso höchste Zeit, daß wir uns neue Sommermäntel zulegen. Gabardine trägt man nicht mehr; wir sind in letzter Zeit direkt zum Skandal in den alten Dingen vom Vorjahre herumgelaufen.“

Alexander schien sich nicht so ohne weiteres dieser Meinung anschließen zu wollen.

„Ich finde den Weg selbst für alte Waldläufer, wir wir es sind, alles andere als angenehm. Wollen wir nicht doch lieber auf den bequemen Fußweg abbiegen?“

„Ausgeschlossen, lieber Alex, es ist zu heil. Außerdem werden wir, wenn wir weiter so rüstig ausstreiten, in spätestens zwanzig Minuten unser Ziel erreicht haben. Es ist dann immerhin möglich, daß wir noch vor dem Baron an Ort und Stelle eintreffen.“

So bahnten sie sich weiter mühsam ihren Weg, ohne ein Wort zu wechseln.

Nur wenige Minuten mochten sie noch von ihrem Ziele trennen, als beide plötzlich wie gebannt stehenblieben und lauschend die Köpfe hoben.

Kein Zweifel, soeben war ein Schuß gefallen. Ein zweiter, ein dritter folgte — dann wurde es still.

Lange Zeit noch standen die beiden Brüder völlig unbeweglich, ganz und gar gespanntester Aufmerksamkeit.

Als etwa zwei Minuten verstrichen waren und kein weiterer Schuß den anderen gefolgt war, setzten sie sich wieder in Bewegung. Nur schritten sie jetzt noch hastiger aus, da sie offenbar größere Eile als vor dem Zwischenfall hatten, ans Ziel zu kommen.

„Was hältst du davon?“ flüsterte Alexander hastig, während er mit beiden Händen emsig das dürre Gezweig knickte, das ihn am Vorwärtkommen hinderte.

„Meine Meinung steht noch nicht ganz fest“, gab der ältere zurück, „doch halte ich es für ausgeschlossen, daß Baron Hartmann an der Schießerei beteiligt war.“

„Du meinst der Richtung wegen, aus der die Schüsse kamen?“

„Sehr richtig! Sieh an, Alex, dort schimmert bereits die Waldlichtung durch die Bäume, an deren äußerstem Ende die alte Steinbuche steht. Die Schüsse sind aber mindestens vierhundert bis fünfhundert Meter weiter westlich gefallen. Der Baron muß aber direkt von Osten, und zwar sicher von der Fahrstraße oder dem kleinen Forstweg kommen. Also müssen die Schüsse eine andere Ursache haben.“

„Wäre es nicht möglich, daß Baron Hartmann schon vor einiger Zeit an der Steinbuche eingetroffen ist und sich dann nach Westen gewandt hat, vielleicht, weil er verdächtige Spuren fand?“

„Nein, das ist zeitlich beinahe ausgeschlossen. Du mußt bedenken, daß der Baron gut zehn Minuten Autofahrt von Waldruh bis nach seiner Besitzung zurückzulegen hat. Von da aus bis hierher zur Waldlichtung ist der Weg dann ebenfalls mindestens doppelt so weit wie von Waldruh aus. Bedenke außerdem, daß sich der Baron sicher noch umgezogen hat, denn er wird es kaum fertig bringen, wie wir in Lackshuben und einem leichten Mantel über dem Gesellschaftsanzug bei Nacht und Nebel im Gebirge auf die Birsch zu gehen. Gewiß, auch wir haben etwas Zeit mit müßiger Konversation zugebracht; aber immerhin kann meiner Berechnung nach der Baron frühestens in etwa zehn Minuten erscheinen.“

„Das mag richtig sein, Peter. Aber die Schüsse — wie erklärst du die?“

Peter Rien blieb einen Moment atemholend stehen; dann sagte er:

„Die Schüsse sind sehr leicht auf zwei verschiedene Arten zu erklären. Ich wundere mich, offen gestanden,

daß sie überhaupt einen Moment ein Problem für mich bildeten. Entweder können sie nämlich die Wilderer abgegeben haben, die sich gerade mitten in fröhlicher Jagd befanden, oder aber sie stammten aus der Büchse des Försters Junterer, der beim Umherstreifen auf die Wilderer stieß und sich seiner Haut wehrte.“

Alexander mußte zugeben, daß des Bruders Kombinationen sicherlich mit der Wahrheit übereinstimmten; er wurde dessen um so gewisser, als er sich jetzt entsann, daß sich das Forsthaus, das Junterer bewohnte, am östlichen Ende von Baron Hartmanns Besitztum befand. Der Förster konnte also leicht auf dem Wege von seinem Hause zu der Steineiche mit den Wilderern zusammengetroffen sein.

Die große Lichtung war jetzt erreicht, und die Brüder konnten bei dem ungewöhnlich hellen Sternhimmel deutlich die alte Steineiche sehen, von der sie noch ungefähr zweihundert Meter freies Wiesengelände trennen mochten.

Weder Baron Hartmann noch Junterer mit seinem Forstgehilfen waren zu sehen.

Peter Rien blieb stehen und sagte:

„Ich stimme dafür, hier am Waldrand zu bleiben und uns nicht auf der freien Fläche sehen zu lassen. Wenn Baron Hartmann kommt, werden wir ihm folgen; es wäre mir aber lieb, wenn er uns gar nicht zu Gesicht bekäme. Vielleicht sind meine Befürchtungen sowieso unbegründet. Wir wollen das wenigstens hoffen. In diesem Falle aber würde es sonderbar wirken, wenn der Baron merkte, daß wir ihm heimlich nachschleichen.“

„Ich bin ganz deiner Meinung“, stimmte Alexander zu und ließ sich am Waldrand nieder.

Peter Rien behielt recht; es mußte für Baron Hartmann unmöglich gewesen sein, so schnell am verabredeten Ort zu erscheinen. Selbst nach einer Viertelstunde angestrengten Wartens war noch nichts von ihm zu sehen.

Aber auch Junterer mit seinem Gehilfen blieb länger aus, als die Brüder vermutet hatten.

Da — es mochten gut fünfundzwanzig Minuten vergangen sein — trat plötzlich ein Rehbock aus dem Dickicht und blieb eine Weile unbeweglich stehen.

„Ein wahres Prachtexemplar!“ flüsterte Alexander, in dem sofort der Jäger erwachte. „Ich gäbe etwas darum, wenn ich jetzt ein Gewehr bei mir hätte und es die Umstände erlaubten, ihn zu erlegen.“

„Ruhig, beherrsich dich bitte!“ züchte Peter ungehalten.

Trotzdem war auch er ganz fasziniert von dem prachtvollen Bild, das sich da so unverhofft seinen Augen bot.

Der Bock kam jetzt langsam und ein wenig unsicher über die Waldwiese gelaufen, blieb plötzlich stehen, hob witternd die Nase und raste in großen Sprüngen ins Dickicht davon, und zwar nach der entgegengesetzten Richtung, aus der er gekommen war.

„Teufel, irgend etwas muß dem Vieh unsere Anwesenheit verraten haben“, murmelte Alexander ärgerlich. „Der Wind steht allerdings auch ungünstig für uns.“

„Unsinn“, brummte Peter Rien. „Hast du keine Ohren, Alex? Von drüben kommen Schritte. Sicherlich ist es Baron Hartmann; er wird den Bock verschreckt haben.“

„Du irrst, er muß von der anderen Seite her verschreckt worden sein, denn sonst ließe er ja dem Baron direkt in die Arme.“

„Hm! Da hast du freilich recht. Aber trotzdem — hörst du nicht die Schritte? — Sie kommen bestimmt von links, oder meine beiden Ohren sollen keinen Pfennig mehr wert sein.“

Alexander lauschte einen Augenblick angestrengt in die Nacht hinaus; dann sagte er:

„Teufel noch eins, du hast recht; aber von der anderen Seite her kommt ebenfalls ein Geräusch.“

„Das könnte der Bock sein, der sich ins Dickicht verkriecht, mein lieber Alex.“

„Könnte sein — ja richtig, mein Alter! Aber ebenso könnten es die Wilderer sein — nicht wahr?“

(Fortsetzung folgt.)

Die 20 9
etwas Das
eine eine

2

Londo
rühmlich
Erklärung
als we
das der
habe sol
männliche
daß die
leiten, wie
wegen jete
holung in
Rebe des
entsprach
Barome
stand und
dort stehen
lischen No
worden seit
Komment
daß ander
teigen kön
gramtreich
bringen w

Paris.
Ihre Ab
Kadolin
aus

Berlin,
bestimmtes
bet heute
neue De
schimpf
Artikel des
halten waren
der Schwere

Trennung.

Am Mittag bleib ich tief betroffen steh'n,
Ein dunkler Harfenton in meinen Ohren, —
Was hab' ich hier im fremden Land verloren?
Ich habe dich so lange nicht geseh'n . . .

Der Abend wird durch die Gemächer geh'n
Und Trunken aus müden Träumern machen.
Kein Lied erfreut mich und ich kann nicht lachen:
Ich habe dich so lange nicht geseh'n . . .

Dann kommt die Nacht und will es nicht versteh'n,
Daß ich allein bin und die Sterne flammen
Auch über dir, und wir sind nicht zusammen —
Ich hab dich so lange nicht geseh'n . . .

Ina Seidel.

Susi schenkt ein Grammophon.

Von Willy Rath.

Susi hatte alles Schöne und Gute einer lieben, jung-verheirateten Frau. Nur war sie nicht sehr lebenspraktisch, manchmal. — Mit ihrer zierlichen Schlantheit, ihrem abschlonnden Lodenwehen, dem stillen Kinderblick schwebte sie über die niedere Alltäglichkeit hin, wie eine Fee aus irgend-einer Fremde. Nein, in der kleinen Wirklichkeit wußte sie sich nicht immer zu helfen. Aber dann fand sich allemal — damals, in der guten alten Zeit, vor drei Jahren — ein Zufall oder Einfall oder gar ein guter Mensch, der half . . .

Alexander, der ernsthafteste unter den Freunden ihres Mannes, stuchte stark, als er an einem Frühjahrsorgen Frau Susi aus einem ansehnlichen Grammophonladen kommen sah.

Ein Fehlen der „Loreley“, gesungen, folgte ihr, im Auf- und Zugehen der Tür; gerade die Worte: „ . . . daß ich so trau-e-rig bin!“ Und ganz so sah Susi in diesen Augenblicken aus. Sie seufzte sogar. Und schien den Blick nicht von dem einen Grammophon-Gehäuse wenden zu können, dem feinsten, teuersten der Schaufensterschau . . .

Alexander trat grüßend heran. Noch nie hatte er die Fee unter Kummer gesehen. Herzlich — und ziemlich ahnungsvoll — fragte er, was sie denn so bedrückte?

„Ach — die Leute da drinnen . . . Zuerst waren sie schrecklich artig — und dann kamen sie damit heraus, daß dreihundertundfünfzig Mark angezahlt werden müßten! Für das Grammo da — zu 1050!“

„Im ja — und Sie kaprizieren sich grad auf dieses da — weil's wohl das beste ist?“

„Ich? — Nein, ich komme da nicht in Betracht . . . Es ist doch bloß für Lutz! Für seinen Geburtstag übermorgen! Ich weiß, wie sehr er sich ein Grammophon wünscht — aber nur das allerfeinste, allerteuerste da! Er hat mir's ja selber gezeigt, vor Wochen schon, im Vorübergehen. Natürlich ohne auch nur anzudeuten, daß er's zum Geburtstag möchte. Sie wissen ja, bei Anschaffungen hält er nur die höchste Qualität für vorteilhaft . . . Aber dreihundertfünfzig Mark — wo soll ich die hernehmen? Fünfzig hätt' ich ja —“

Alexander tröstete sie, so gut er konnte. Nicht nur mit Sprüchen wie „Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft“ und „Ein liebes, frohes Gesicht des Gebers gibt der kleinsten Gabe Wert“. Er schien mit einem Einfall, wie ihr zu helfen sei, beschäftigt.

„Vielleicht findet sich doch noch ein Weg“, sagte er schließlich.

Dankbar, wenn auch ungetröstet, reichte sie ihm zum Abschied das Händchen . . .

Am Nachmittag schon, während ihr Gatte Lutz beruflich abwesend war, rief Alexander an. Nachdem er festgestellt, daß sie sich allein daheim befand, verkündete er ihr: „Ich freue mich, Frau Susi! Die dreihundert Mark sind da! Ich konnte eine größere Zahlung austreiben. Die dreihundert sind bei Ihnen sicherer aufgehoben als bei mir. Sie können nach Belieben abtragen, in kleinen, ganz kleinen, bequemen Raten.“

Susi war außer sich vor Freude und Dankbarkeit. „Oh, es gibt also doch noch wahre Freunde! Sie sind eine seelische Perle, Alexander!“

Er wehrte dieses Lob mit Entschiedenheit, fast mit Hastigkeit ab. Im Gegenteil, sie tue ja, wie gesagt, ihm einen Gefallen, indem sie die drei Hunderter gewissermaßen in Schühhaft nehme!

„Ich bin gerade in der Nähe des Grammophonhauses“, fügte er hinzu. „Ich werde es gleich dort eingehen. Wenn Sie heut oder morgen hingehen und den Stottervertrag fertigmachen — die weiteren Raten dort sind ja nicht so schlimm — dann kommt das Prachtgeschenk noch zu seinem Geburtstag zurecht.“

Und so geschah es denn . . . Insofern war das Geschenk am Vorabend des Festes ins Haus geschmuggelt worden. Am Geburtstagsmorgen durfte Lutz sein Arbeitszimmer nicht betreten, bis Susi mit dem Ruhglöcklein aus Oberbayern läutete. Wie Weihnachten wars. Als er in begreiflicher Spannung eintrat, klang ihm das „Meistersinger“-Vorspiel entgegen, wundervoll gespielt vom Staatsorchester . . .

„Sag mir nur, Süßes“, fragte Lutz, nach der stürmischen Dank-Umarmung, „wie brachtest du das fertig? Kostet doch über tausend Mark!“

„Ach Gott —“, sagte sie leicht hin, „sowas ist heutzutage doch nicht schwer. Abzahlung natürlich! Die Anzahlung — für die hab ich schon lange, lange gespart und — ja, ein altes Armband . . . du kennst es gar nicht — ich mocht es nie . . . das hab ich verkauft.“

„Soso . . . Fabelhafter Kerl bist du, Susi! Und alles in solcher Verschwiegenheit! — Aber bei den Raten helf ich dir. Darauf besteh ich!“

Der ausgezeichnete Tonapparat machte beiden viel Freude . . . „Jaja, die Qualität!“ betonte Lutz mehr als einmal.

Susi fand erst nach drei Wochen die Möglichkeit, dem hilfsreichen Alexander einen ersten kleinen Betrag zu senden. Beim nächsten Zusammentreffen mit dem jungen Ehepaar nahm der Freund einen Augenblick Alleinsins mit Susi wahr, um sie zu beschwören: „Ja nicht so häufig im Rückzahlen! Bei mir verflüchtigt sich doch gleich.“

So beruhigt Susi hiernach sein durste, so schwer fiel die geheime Schuld ihr auf die Seele, als bald darauf ein sinnloser Streit — eigentlich ein Zwist Susis mit Alexanders mißgünstiger Frau — der Freundschaft zwischen den Männern ein jähes Ende bereitete.

Tag und Nacht quälte sich Frau Susi seitdem mit Grübeln:

„Woher nehm ich bloß die dreihundert?? Er war so etlig gegen Lutz . . . und sie erst! — ich kann ihm doch das Darlehen nicht schuldig bleiben!“

Schließlich fiel es dem Ehemann sachte auf: seine heitere Susi war durch irgend etwas verdrüstert, in Unruhe geworfen! Er beobachtete sie ein paar Tage. Er suchte sie aufzumuntern. Riß sich aus seiner Arbeit, führte sie einmal nach Potsdam, ein andermal in eine Filmkomödie. Aber der Druck wich nicht von ihr. Selbst ihr guter Kinderschlaf litt darunter . . .

Eines glutheligen Vormittags „mußte“ Susi in die Stadt fahren, einkaufen. Während sie sich anzog, griff Lutz noch einmal, um einen Artikel nachzulesen, zum Morgenblatt. Verwundert sah er, daß unter den „Kleinen Anzeigen“ ein Stück ausgeschnitten war.

Nachdenklich zog er die Brauen hoch: es schien sich um Geldverleih zu handeln! Ihre Handtasche lag schon, mit den Handschuhen, auf dem Flügel bereit. Er tat, was sonst nicht seine Art war: öffnete das Täschchen. Tatsächlich: ein Ausschnitt mit Adressen lodender Geldspender!!

Als Susi angezogen hereinkam, nahm er sie stumm auf seinen Schoß. Fragte sanft: „Kleines — wozu brauchst du Wuchergeld? Sag mir's ruhig!“

Feuerrot ward sie. Nach etlichen verzweifelten Ausreden gestand sie.

Er — schmunzelte . . . „Unsinn, Süßes. Gar nichts schuldest du dem Trottel! Der — und dreihundert Mark hergeben!“

Sie widersprach, sie ereiferte sich: „Er hat sie aber doch gegeben! Seht, wo wir verfeindet sind, wär mir's unerträglich! Schon wegen dieser bösen Frau . . .“

„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind! . . . Jetzt muß ich dir's schon verraten. Er kam damals zu mir, der Schlauberger, und erzählte mir. Ich gab ihm die dreihundert. Es ging gerade . . . Um dir die Freude zu machen, daß du mir die Freude machen konntest . . . Was hast du, Susi?“

„Ach — nichts . . . Nur: jetzt weiß ich wirklich nicht: war er so lieb, und du warst hinterlistig — oder umgekehrt?“

„Umgekehrt, natürlich!“

Ritter Zimmermann.

Eine Friederich-Geschichte von Ludwig Wäte.

Der Ritter Georg von Zimmermann hielt vor der Treppe von Sanssouci an.

Der sterbende Friedrich hatte ihn von Hannover her bitten lassen, um sich von ihm untersuchen und wenn auch nicht zu heilen, so doch seine Schmerzen lindern zu lassen. Der König war längst schon von einsichtsvollen Ärzten für unheilbar erklärt worden, von vielen in seinem Bolle beinahe für tot und lange von ganz Europa für sterbend gehalten, und längst hatten sich die Hofleute in Berlin schon ihre Trauerkleider gekauft. Beinahe jede Woche war eine neue Weissagung von der Hauptstadt eingetroffen, die die Zeit genau bestimmte, wann er sterben würde. In Potsdam besaß man eine umfangreiche Liste dieser Weissagungen, und fleißige Köpfe verdienten mit ihren phantastisch auskalkulierten Prophezeiungen viel Geld. Das Volk, bedachte der große Arzt bekümmert, will nun einmal betrogen werden, selbst in einem so rationalistisch regierten Lande wie Preußen, das in vielem an seine Schweizer Heimat erinnerte, deren Verfassung und deren Männer der König liebte. Hatte er doch sein Lebtag die trotigen, ehrlichen und klaren Landesleute von Basel, Bern und Zürich bei jeder Gelegenheit bevorzugt.

Die Reise war gerade nicht angenehm gewesen. Unter dem Namen eines nach Petersburg wandernden Kaufmanns hatte der Arzt sich durch Braunschweig, Magdeburg und Brandenburg geschlichen und erst am Tore zu Potsdam seinen wirklichen Namen genannt, was keineswegs hinderte, daß ihm ein junger Offizier in der vorübergehenden Nacht fast die Tür eingeschlagen. Kurz und peremptorisch war die Frage des Leutnants gewesen, ob der Ankömmling auf Befehl des Königs hier sei. Das schien dem Arzt unter solchen Umständen eine sonderbare Frage von einem jungen Offizier, und seine Antwort fiel nicht minder kurz aus. Schon am andern Morgen um vier Uhr war alles dem Herrscher wörtlich und pünktlich gemeldet worden, und der Ritter von Zimmermann freute sich, daß der König aus seinen Antworten seine Verschwiegenheit gesehen.

Die Sonne meinte es gut. Für einen Augenblick knöpfte der Arzt den Oberrock auf und nahm verstoßen eine Priese aus der goldenen, diamantbesetzten Dose. Er besaß deren eine ganze Sammlung und fast alle trugen den Namen irgend eines gekrönten Hauptes, das er behandelte und dem sein Buch von der Einsamkeit Trost und Stärkung geworden war. Fürsten sind einsame Menschen, und er wußte von ihrer Not. Auch von dem Leiden dessen, der dort oben mit dem letzten Feind rang und die Bataille nicht mehr gewinnen würde.

Die Pfauen schrien, es schien Regen geben zu wollen, das seine Aroma der Mandel- und Orangebäume nach in die Luft, die Bäume dunkelten blau durch die brennende Sonne.

Er hielt immer noch den Schritt an. Viele höfische Wege war er gegangen, keiner aber ihm so sauer geworden. Denn der da in dem kleinen gelben Schloß mit dem Tode kämpfte, war größer als sie alle und würde dem Jahrhundert seinen unsterblichen Namen geben. Aber nicht das allein schredte ihn zurück. Er fürchtete den Geist, der den Körper misachtete und ihm kein Recht gönnte. Was war der zerfallene Leib, wo es um die letzte Auseinandersetzung ging! Ein Bündel Nerven, in mattes Fleisch eingebettet, Augen, die Feuer geleuchtet und in die Dunkelheit drangen, die ihn mehr als in der bösesten Schlacht umschattete.

Vielleicht würde er helfen können und das Gehäuse für einige Jahre halten. Vielleicht würde er — und ein Leuchten trat für einen Augenblick in seine hellen Schweizeraugen — die innere Kraft den Zweifeln seines Lebens und dem Sceptizismus entreißen, Wärme einströmen lassen in das hart und verächtlich gewordene, bittere und böse Herz, es eingehen heißen zu Gott. Vielleicht würde sein gewaltiges Werk ausklingen in einem Credo zu ihm, der ihn seltsam geschützt und bewahrt. Zimmermanns Arttum wollte mehr als Haut und Muskeln, Glied und Nerven, wollte den Menschen, den Zusammenschlag von allem und jedem, wollte die Spur dessen, der ist und sein wird und je näher spricht, je weiter sich die flatternde Seele von ihm zu entfernen scheint.

Und doch verstummte alles, als er langsam, oft einhaltend, die Steintreppe hinaufschritt, deren springende Brunnen schwiegen, um den Schlaf des Gewaltigen nicht zu stören. Was war er, was jener Mann, vor dessen stahlblauem Blick Jahrzehnte den Atem anhielten! Er war nur Diener, beauftragt, das ausruhmende Sein zu festigen; der hinter jenen breiten rotweißen Jalousienlag, wandelte wie ein Stein nach eigenen Gesetzen durch seinen unermesslichen Aether, in dem der Schall menschlicher Rede wie Wasser in dem hohen Strahl einer Fontäne zerhäubte.

Ritter von Zimmermann beugte das Haupt, als ihn der Kammerhufar Schöning an der Tür des Vorzimmers empfing. Und es war ihm, als ob er trotz allem in eine Kirche einträte, als sich der schmale, gichtgekrümmte Leib aus seinen Rissen aufrichtete wie ein Löwe, den der Prankenschlag des Gegners verwundet und der dennoch Sieger geblieben.

Schlang.

Von Hans Niebuhr.

Polott.

Fräulein Polott trifft Schlang. Fräulein Polott strahlt. „Denken Sie“, erzählt sie, „gestern habe ich Hans Albers in einer Gesellschaft kennen gelernt. Und was meinen Sie, wem hat er den Hof gemacht? Mir! Und dabei ist er doch — Fräulein Polott wirft den Kopf in den Nacken — „von schönen und geistreichen Frauen geradezu umlagert.“

„Kein Wunder“, sagt Schlang und guckt Fräulein Polott an, „auch von schönen und geistreichen Frauen kann man einmal zuviel kriegen.“

Auskunft.

Schlang ist in einer Gesellschaft. Nach dem Essen nimmt ihn der Hausherr beiseite. „Hören Sie“, sagt er, „Sie kennen doch den Varioffsky. Ich habe die Absicht, mit ihm zusammen zu arbeiten. Glauben Sie, daß er ein zuverlässiger und ehrlicher Mensch ist?“

„Ich kenne Varioffsky sehr gut“, nickt Schlang. „Einmal mußte ich, ob ich wollte oder nicht, mit ihm in seinem Sportflugzeug fliegen. Es war stürmisch und neblig und dann setzte auch noch der Motor aus. Haarscharf über die Baumwipfel und Telegraphenstangen flogen wir. Eine furchtbare Angst habe ich ausgestanden, und geschworen habe ich mir: Nie mehr — wenn du gerettet wirst — willst du etwas Schlechtes über einen Menschen sagen. Niemals! Auch über Varioffsky nicht.“

„Ja, und —?“ fragt der Hausherr.

„Wir wurden gerettet“, fährt Schlang fort, „und was den Varioffsky betrifft: Er ist ein zuverlässiger und ehrlicher Mensch.“

Adonis.

Kallros, der Schauspieler, ist sehr eitel. „Sehen Sie mal“, sagt er und nimmt ein Bild aus der Tasche, „ich habe mich photographieren lassen. Sehe ich nicht furchtbar aus?“

„Doch“, murmelt Schlang und beugt sich über die Photographie, „auf dem Bild finde ich es gar nicht so schlimm.“

Der polnische Graf.

Schlang will ein Geschäft machen. Aber ohne den Grafen Sinorski geht es nicht. Der Graf Sinorski ist ein hochmütiger Mann. Trotzdem — Schlang überwindet sich und geht hin. Aber der Graf rümpft die Nase. „Kompagniegeschäfte mache ich grundsätzlich nicht“, wässelt er; „ein Rennpferd kann man nicht mit einem Esel vor den Pflug spannen.“

Schlang bekommt einen roten Kopf. „Ich verbitte mir das“, sagt er, „wie kommen Sie dazu, mich ein Rennpferd zu nennen?“

Stöbe.

Schlang geht mit seinem Hund spazieren. Schlang geht in ein Café, setzt sich an einen Tisch. An dem Tisch sitzt ein älteres Fräulein.

„Hu“, sagt das ältere Fräulein, „nehmen Sie Ihren Hund weg! Ich fühle schon, wie mir so ein Floh das Bein hinaustrabbelt.“

„Leo“, ruft Schlang, „sofort hierher! Das gnädige Fräulein hat Stöbe!“

Tragfähigkeit.

Schlang hat Jubiläum. Fünfundzwanzig Jahre ist er bei Schluter u. Co., Seide en gros.

„Na?“ fragt Lampel. „Wie war's? Hat man dich gefeiert?“

„Und ob“, nickt Schlang, „der Chef hat mir soviel geschenkt, daß ich es gar nicht auf einmal tragen konnte.“

„Donnerwetter“, raunt Lampel, „was denn alles?“

„Zuerst eine seidene Krawatte“, sagt Schlang, „und dann noch eine seidene Krawatte.“

Erfahrungen.

„Der Gotthold“, sagt Lampel, „ist ein bißchen merkwürdig. Wenn er einmal da ist, spricht er den ganzen Abend kein Wort. Er beweist aber damit, daß er im Grunde ein tiefveranlagter und wertvoller Mensch ist. Oder hast du etwa andere Erfahrungen mit ihm gemacht?“

„Im Gegenteil“, schüttelt Schlang den Kopf. „Vor zwei Jahren zum Beispiel habe ich ihm vierhundert Mark gesehen, und er hat noch nicht ein einziges Wort darüber verloren.“

Che-Glück.

„Gestern abend“, erzählt Frau Lampel, „als mein Mann nach Hause kam, habe ich ihm einen Grog gemacht, die Zigarre angezündet, den Schlafrock geholt, und dann habe ich ihm, weil er das so gern mag, die Zeitung vorgelesen.“

„Donnerwetter“, sagt Schlang, „und was hat das neue Kleid gekostet?“

Kompliment.

Schlang ist in Gesellschaft. Schlang erzählt Geschichten. „Hören Sie mal“, sagt Frau Professor Agripus, „der Wig, den Sie da eben zum Besten gegeben haben, ist aber mindestens fünfzig Jahre alt.“

„Kein Kompliment“, lächelt Schlang, „ein fabelhaftes Gedächtnis haben Sie.“